Wolfgang Motsch

Wortbildungsfakten, Wortbildungstheorien

Das Motto unserer Tagung - dem wir ja durch unsere Anwesenheit mindestens indirekt zustimmen - klingt auf den ersten Blick etwas unbescheiden. Vermutlich würden sich die meisten von uns scheuen, es zum propositionalen Gehalt eines repräsentativen Sprechaktes zu machen und unverschleiert zu sagen: *Meine Grammatik ist die beste.* oder aber *Meine Arbeiten zur Grammatik sind die besten.* obwohl sie möglicherweise davon überzeugt sind und es auch - wie ich meine - sein sollten. Denn es scheint ein Gebot wissenschaftlicher Redlichkeit zu sein, daß man im Rahmen einer bestimmten Zielstellung und eines vertretbaren Zeitraums das Beste geleistet haben sollte. Das Beste, wozu man selbst in der Lage ist, und das Beste, was es aus eigener Sicht auf dem Gebiet bereits gibt. Denn wenn man weiß, daß es Besseres zu dem behandelten Thema gibt, sollte man besser schweigen. Wer sich seiner Sache sehr sicher ist, mag es dann mit Goethe halten: *Nur Lumpen sind bescheiden, der Brave rühmt sich seiner Tat.*

Aber natürlich geht es hier nicht allein um subjektive Selbsteinschätzungen, sondern um Bewertungen, die konsensfähig sind, die von anderen Fachleuten geteilt werden. Es muß also eine Bewertungsgrundlage und einen Kreis von Sprachwissenschaftlern geben, der sich auf eben diese Bewertungsgrundlage stützt. Bewertungsgrundlagen sind - grob gesagt - theoretische Annahmen, damit verbundene Methoden, anerkannte Probleme und der bisher in diesem Rahmen erreichte Stand der Beschreibung grammatischer Phänomene, mit anderen Worten, Bewertungsgrundlagen sind die Charakteristika eines Paradigmas.

Nun wissen wir nur zu gut, daß es gegenwärtig sehr unterschiedliche Grammatiktheorien und damit verbundene Methoden gibt. Entsprechend vielfältig und unterschiedlich sind auch die grammatischen Beschreibungen. Ich will hier nicht den Versuch wagen, Grammatiktheorien zu klassifizieren, oder besser: Paradigmen zu bestimmen, denen grammatische Beschreibungen zuzuordnen sind. Es genügt mir, wenn Sie mir zustimmen, daß eine Reihe von Arbeiten in das von Chomsky initiierte Paradigma einzuordnen ist. Andere lassen sich in die Paradigmen Discourse Grammar, Natürliche Grammatik oder Funktionale Grammatik einordnen. Wieder andere in ein Paradigma Valenzgrammatik. Darüber hinaus gibt es sicher auch grammatische Beschreibungen, die keinem dieser Paradigmen zugeordnet werden können. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur auf die gravierenden Unterschiede dieser Paradigmen hinweisen, die sich im Inhalt der Theorien und der darauf aufbauenden Beschreibungen wie auch in den Methoden äußern. Typisch für die Chomsky-Richtung in der Grammatikforschung ist der Versuch, möglichst starke Hypothesen über eine Universalgrammatik zu entwickeln, die mit einschlägigen lerntheoretischen und kognitionspsychologischen Prinzipien übereinstimmen, und - natürlich - die grammatischen Eigenschaften menschlicher Sprachen beschreiben sollen. Was die Methode angeht, so werden - ausgehend von als unproblematisch geltenden Fakten - Hypothesen über die allgemeinen Prinzipien entwickelt, die der Beschreibung der Fakten und ihrer Zusammenhänge mit anderen grammatischen Fakten zugrunde liegen. Diese Hypothesen müssen sich dann bei der Hinzuziehung neuer Fakten und komplexe-

rer Zusammenhänge bewähren. Andere Grammatikrichtungen - insbesondere Natürlichkeitstheorien und die Discourse Grammar - teilen die Orientierung auf sprachliche Universalien und die Annahme einer grundsätzlichen Abhängigkeit sprachlicher Regeln und Strategien von kognitiven Prozessen, lehnen aber die Autonomie-Hypothese der Chomsky-Anhänger ab. Sie versuchen vielmehr, das Zusammenwirken und die Abhängigkeit grammatischer Regeln von kommunikativ-funktionalen Bedingungen nachzuweisen. Grammatiken werden als Systeme kommunikativen - und das heißt sozialen - Handelns aufgefaßt. Insbesondere die Syntax kann dann nicht mehr als völlig autonom - absolut arbiträr - betrachtet werden, sondern es wird angenommen, daß sie in nachzuweisender Weise durch semantische, pragmatische und kognitive Bedingungen motiviert ist. Diese allgemeinen Prämissen - das brauche ich hier nicht im einzelnen nachzuweisen - führen zu sehr verschiedenen Grammatiken. Die Beschreibung des gleichen oder eines vergleichbaren Faktenbereichs auf der Grundlage verschiedener Paradigmen ist nur begrenzt kompatibel. Selbst eine Einigung darüber, was relevante Fakten der Grammatiktheorie oder eines ihrer Teilgebiete sind, ist in vielen Fällen nicht zu erreichen.

Was folgt aus diesen Überlegungen für die Entscheidbarkeit der Behauptung *Meine Grammatik ist die beste*? Sie hängt ganz offensichtlich von zwei wesentlichen Bedingungen ab: von dem vorausgesetzten Paradigma und von Kommunikationspartnern, die an eben dieses Paradigma glauben. Ob eine Beschreibung der Nominalphrasen im Deutschen besser ist als eine andere, läßt sich nur durch paradigmaabhängige Bewertungsmaßstäbe entscheiden und diese Maßstäbe müssen von Kollegen geteilt werden, damit sie konsensfähig sind. Nur im Rahmen eines Paradigmas sind rationale Begründungen für oder gegen eine grammatische Beschreibung möglich. Was als Grund gelten kann, hängt in fundamentaler Weise mit Annahmen zusammen, die im aktuellen Zeitpunkt nicht hinterfragt werden. Mit anderen Worten, das zu einem Paradigma zu rechnende Arsenal von gemeinsamen Glaubenssätzen ist die natürliche Grundlage für rationale Dispute über die Adäquatheit oder Inadäquatheit grammatischer Aussagen. Paradigmen sind damit zugleich Barrieren, denn gerade die jeweils vorausgesetzten Prämissen werden in der Regel über längere Perioden als unumstößlich betrachtet. Es gibt keine unabhängige Instanz und keinen absoluten Maßstab, der es ermöglicht, eine Reihe von elementaren grammatiktheoretischen Hypothesen zu beweisen. Der Konflikt zwischen Chomsky-Anhängern und Funktionalisten ist nicht lösbar, solange die Autonomie-Hypothese aufrecht erhalten wird. Diese Hypothese ist aber weder in einem strikten Sinne beweisbar noch ist sie widerlegbar. Es bleibt stets ein genügend großer Rest für Zweifel und eine mehr oder weniger umfangreiche Menge von nicht überzeugenden Argumenten. Jede Auseinandersetzung zwischen versierten Vertretern dieser beiden Lager führt deshalb früher oder später zu gebetsartigen Wiederholungen der kritischen Prämissen und ihrer Standardbegründungen. Es ist an der Zeit, die Inadäquatheit eines auch in der Linguistik verbreiteten Dogmas zu erkennen, das immer wieder zu beobachtenden Versuchen zugrunde zu liegen scheint, die im Rahmen des eigenen Paradigmas verfaßte grammatische Beschreibung als die allein adäquate auszuweisen. Ich denke dabei etwa an Versuche, einem Anhänger der Discourse Grammar begründen zu wollen, daß Nominalphrasen im Deutschen eigentlich DP-Phrasen mit einem funktionalen Kopf sind. Das Dogma, das ich meine, besagt:

Wenn zwei Theorien A und B über den gleichen Gegenstand gegeben sind, so ist entweder A adäquat und B inadäquat oder umgekehrt, oder es handelt sich um Notationsvarianten.

Ausgeschlossen wird gerade der Fall, der der wissenschaftlichen Realität am ehesten entspricht: Jede Theorie beschreibt eine Menge von Grundfakten einwandfrei, aber keine beschreibt alle Fakten adäquat und läßt keine außer acht.

Dieses Dogma beruht auf zwei nichtzutreffenden Prämissen:

1. Es ist jederzeit ein Begründungsdiskurs möglich, der nach endlich vielen Schritten zu einer Entscheidung führt.
2. Alle Theoriesprachen, die zur Beschreibung eines Gegenstandsbereichs verwendet werden, sind kompatibel, d. h. man kann sie in die jeweils andere Sprache übersetzen oder in eine dritte, neutrale Sprache.

Prämisse 1. ist nicht gültig, weil ein Begründungsdiskurs auf Annahmen stoßen kann, deren Adäquatheit mindestens im aktuellen Zeitraum nicht entscheidbar ist. Die zweite Prämisse setzt einen Grad der Formalisierung voraus, der gegenwärtig nicht in allen Paradigmen - vielleicht sogar in keinem - erreicht ist. Nur nebenbei möchte ich hier bemerken, daß der Grad der Formalisierung der Aussagen im Rahmen eines Paradigmas nicht per se ein Qualitätsmerkmal ist.

Daß Anhänger verschiedener Richtungen häufig wenig miteinander anfangen können, ist offensichtlich nicht nur Ignoranz, sondern eine Folge der sozialpsychologischen Existenzbedingungen von Theorien. Dennoch sollte dies nicht als ein Freibrief für Ignoranz und Intoleranz verstanden werden. Verschiedenen Paradigmen angehörende Theorien und Beschreibungen sind nämlich durchaus in einem bestimmten Maße kompatibel und das bedeutet, daß ihre Kenntnisnahme durch Anhänger anderer Paradigmen für diese vorteilhaft sein kann, sowohl im Hinblick auf Fakten als auch im Hinblick auf mögliche Alternativen zu den eigenen Prämissen. In der Tat ist ein gewisser Austausch über Paradigmengrenzen hinweg die übliche Praxis.

Wie verhält es sich mit theoretischen Aussagen, die in das gleiche Paradigma einzuordnen sind? Sicher ist die Vergleichbarkeit konkurrierender Theorien innerhalb eines Paradigmas viel leichter zu erreichen. Die kritischen Alternativen lassen sich klarer formulieren und es bleibt immer noch ein umfangreicher Kanon von gemeinsamen, nicht hinterfragten Grundannahmen. Wenn die Theoriesprache eines Paradigmas gut genug ausgearbeitet ist, lassen sich die Konsequenzen alternativer Annahmen im Prinzip berechnen. Trotzdem spielt auch in diesem Falle der Gruppenkonsens eine herausragende Rolle. Das möchte ich am Beispiel konkurrierender Wortbildungstheorien im Rahmen der Generativen Grammatik noch etwas ausführlicher erläutern. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: Nahezu alle theoretisch und empirisch sinnvollen Möglichkeiten, Wortbildungen zu beschreiben, wurden und werden ausprobiert. Auf diese Weise ergeben sich z. T. sehr verschiedene Aussagen über annähernd die

gleichen Faktenbereiche, d. h. die Grobbeschreibung der Fakten deckt sich in allen Ansätzen, während die theoretischen Ordnungssysteme stark divergieren. Nun sollte man annehmen, daß sich wenigstens in einem relativ klar abgegrenzten Paradigma eine Entscheidung über die beste Variante herbeiführen läßt. In der Praxis ist das jedoch nicht der Fall. Auch in diesem Rahmen ist der konsensfähige Glaube an bestimmte theoretische Prämissen entscheidend. Das Spiel läuft in der Regel so: eine aktuelle Theorie oder Teiltheorie erfaßt bestimmte Fakten nicht oder nur mangelhaft. Um dem abzuweichen, wird eine Alternative entwickelt, die die kritischen Fakten besser darzustellen scheint. Häufig wird dabei allerdings übersehen, daß die kritisierte Beschreibung dennoch einige Vorteile haben kann. Sie kann Teile des Gesamtgebiets besser beschreiben als die neue Version. Häufig wird der Vergleich aber nicht so weit zurückverfolgt, daß diese Zusammenhänge deutlich werden. Der intellektuelle Spaß an einem neuen theoretischen Ansatz ist häufig größer als das Bedürfnis, alle einschlägigen Fakten zu erfassen. Auf diese Art und Weise ergeben sich immer mehr verschiedene theoretische Ansätze, die mehr oder weniger gut ausgearbeitet werden, und die jeweils eine Teilmenge der Fakten einsichtiger beschreiben, andere dagegen weniger plausibel. Einsichtigkeit und Plausibilität stützen sich dabei weitgehend auf Generalisierungen und tentative kognitive Prinzipien. Ich denke, daß auch alternative Ansätze im Rahmen eines Paradigmas in einer gegebenen Forschungssituation keine Entscheidung darüber zulassen, welcher der bessere ist. Früher oder später stößt man in einem Disput auf Annahmen, die die Proponenten eines Ansatzes mindestens in der aktuellen Situation nicht aufzugeben bereit sind.

Wortbildungen - darüber dürften sich alle wissenschaftlichen Ansätze einig sein - sind komplexe Strukturen, die lautlich-morphologische und semantisch-syntaktische Eigenschaften aufweisen. Im Unterschied zu einfachen lexikalischen Einheiten haben sie eine interne Struktur, die sich auf der lautlich-morphologischen Ebene widerspiegelt. Die entscheidende theoretische Frage ist nun die, die für die Grammatiktheorie insgesamt gilt: Wie ist die Beziehung zwischen Laut- und Bedeutungsstrukturen darzustellen? Im Rahmen der Generativen Grammatik wurde zunächst ein Vorschlag entwickelt, der der Syntax eine entscheidende Vermittlungsfunktion einräumt. Komplexe Wörter galten als reduzierte syntaktische Konstruktionen mit einigen morphologischen Zusatzeigenschaften. Dieser Beschreibungsweg - der transformationalistische - führte durchaus zu einigen interessanten Einsichten in Eigenschaften von Komposita und Verbalabstrakta, Einsichten, die von fast allen Wortbildungsrichtungen übernommen wurden. Empirische und theoretische Probleme, die dieser Weg hervorrief, wurden lange Zeit verkleinert oder übergangen. Als Alternative entstand ein Beschreibungsweg im Rahmen der generativen Semantik, der in der Wortbildungsforschung allerdings nur wenige Anhänger fand. Diese Alternative stützte sich auf die theoretische Möglichkeit, abstrakte syntaktische Strukturen auf semantische Grundstrukturen zurückzuführen. Es ist sicher in nicht geringem Maße der Persönlichkeit Chomskys zuzuschreiben, daß die Konsensfähigkeit dieser beiden Wege in Frage gestellt wurde. In seiner 1970 erschienenen Arbeit über Nominalisierungen griff er den transformationalistischen Weg mit empirischen und theoretischen Argumenten grundsätzlich - und ohne ernsthaften Widerstand - an. Zugleich skizzierte er eine Möglichkeit, Wortbildungen im Lexikon darzustellen. Das Lexikon - das als Sinnbild alles Idiosynkratischen in einer Sprache galt - rückte nun in ein neues Licht. Es entstanden zunächst

zwei Ansätze, die das Verhältnis zwischen Laut- und Bedeutungsstrukturen in komplexen Wörtern auf spezielle Lexikonregeln zurückführten, die also eine direkte Abbildung annahmen, die ohne die Vermittlung syntaktischer Strukturen auskommt. Größeren Einfluß gewann die Wortbildungstheorie von Aronoff 1976. Kaum Nachfolger fand dagegen Jackendoff 1975, der den von Chomsky angebotenen Begriff der Redundanzregeln ausbaute. Sehr viele Anhänger fand eine dritte Alternative zum transformationalistischen Weg: Wortsyntaxtheorien. Diese Theorien gehen von einer speziellen syntaktischen Struktur für Wörter aus, die sich vermittelnd zwischen die phonologisch-morphologische und die semantische Struktur komplexer Wörter einschaltet. Die Frage, ob der Wortsyntaxansatz tatsächlich adäquater ist als der Ansatz von Aronoff und Jackendoff, kann keinesfalls als entschieden betrachtet werden. Ich glaube sogar, daß man zeigen kann, daß Wortsyntaxtheorien zu unakzeptablen Generalisierungen führen, und daß die Annahme einer besonderen syntaktischen Wortstruktur überflüssig ist. Die mit Wortbildungen verbundenen Regelmäßigkeiten wären dann allein mit Mitteln zu beschreiben, die zur Beschreibung von Lexikoneinheiten mit Wortformat notwendig sind. Mit anderen Worten, man benötigt weder satz- noch wortsyntaktische Regeln. Meine Haupteinwände möchte ich kurz zusammenfassen: Vgl. Motsch 1993.

1. Die Wortsyntax setzt lexikalische Hauptkategorien voraus, die durch das Verhalten von lexikalischen Einheiten in Phrasenstrukturen motiviert sind. Die Kombinatorik in komplexen Wörtern wird dagegen durch morphologische Kategorien wie Stamm, Suffix, Präfix begründet. Es werden also syntaktische Kategorien auf morphologische aufgepfropft. Auf diese Weise ergeben sich auch für die morphologische Seite von komplexen Wörtern hierarchische Strukturen. Tatsächlich muß man aber nicht-konkatenative Wortbildungsmöglichkeiten wie Ablaut und Konversion berücksichtigen, und es scheint für morphologische Prozesse typisch zu sein, daß sie nur für lineare Abhängigkeiten sensibel sind. Die Wahl eines bestimmten Suffixes ist nie davon abhängig, ob das Basiswort präfigiert ist oder nicht.

2. Die Wortsyntax enthält Aussagen über die Form von Wörtern, die weder aus semantischer noch aus morphologischer Sicht bestätigt werden können. Dazu gehört die Binarität von Wortstrukturen und die Unzulässigkeit von Strukturen, wie sie in den Zusammenbildungen (synthetic compounds) vorliegen. Um sehr geläufige Bildungen wie *friedliebend*, *Straßenfeger* und *zwischenstaatlich* zu erklären, müssen Wortsyntaxtheoretiker einige Klimmzüge vollziehen.

3. Durch wortsyntaktische Regeln erzeugte Strukturen können nicht als direkte Grundlage für die semantische Interpretation betrachtet werden. Wie sich am Beispiel von Komposita zeigen läßt, sind sie weder geeignet die semantischen Unterschiede zwischen Determinativ-, Kopulativ- und exozentrischen Komposita zu berücksichtigen noch sind sie in der Lage, die Mehrdeutigkeit bestimmter Komposita, besonders von N+N-Komposita, aufzulösen. Wortsyntaxtheorien erfüllen damit eine fundamentale Bedingung für die Darstellung des Verhältnisses zwischen Syntax und Semantik nicht: sie schlagen syntaktische Ausgangsstrukturen vor, die nicht kompositional sind.

Wortsyntaxanhänger geben sich natürlich nicht so leicht geschlagen. Dem Argument, daß die Annahme, Wortbildungen seien grundsätzlich konkatenativ, die Affigierung überbewertet, während andere morphologische Techniken ausgeschlossen werden, versucht man mit dem

Nachweis zu begegnen, daß alle morphologischen Techniken - also auch Ablaut, Reduplikation und Konversion - auf eine Beschreibung zurückgeführt werden können, die konkatenativer Natur ist. Für diese Art von Beschreibung finden sich allerdings nur noch Befürworter im engeren Lager der Wortsyntaxanhänger.

Welche Bedeutung der Gruppenkonsens in der sprachwissenschaftlichen Forschung hat, möchte ich am Beispiel eines gegenwärtig unentschiedenen Disputs in der Morphologie des Englischen aufzeigen. Im Englischen verhalten sich native und latinisierte Affixe unterschiedlich. Man trägt dem durch die Unterscheidung zweier Affixklassen Rechnung. Affixe der Klasse I, die im wesentlichen aus dem lateinisch beeinflussten Wortbestand des Englischen stammen, bedingen einen Akzentwechsel. Das gilt nicht für Affixe der Klasse II. Ferner gilt, daß Affixe der Klasse I an Wurzeln und Wörter treten können, während die der Klasse II nur an Wörter treten können. Diese Phänomene hat Siegel 1974 mit einer 'ordering hypothesis' in Verbindung gebracht:

Im Englischen geht die Affigierung mit Affixen der Klasse I der Affigierung mit Affixen der Klasse II voraus und die zyklischen Akzentregeln folgen der Affigierung I, gehen also der Affigierung II voraus.

Diese Grundidee wurde von Allen 1978, Mohanan 1982, Kiparsky 1983, Pesetsky 1985 u.a. zu einer 'stratum-ordered-morphology' ausgebaut. Das Interessante an dieser Theorie besteht vor allem darin, daß sie die angedeuteten Fakten nicht als primäre Eigenschaften der Affixe, sondern als Konsequenz der inneren Struktur der englischen Morphologie deutet. Nun wurde die Allgemeingültigkeit dieser Theorie schon sehr frühzeitig von Aronoff 1976 und später von Aronoff und Sridhar 1983 mit guten Argumenten bestritten. Auch die Anhänger der Theorie erkannten natürlich eine besonders problematische Vorhersage. So sind nämlich Strukturen der Form ((Präfix_I + X) Suffix_I) nicht zugelassen. ((un + grammatical)ity), die aus vielen Gründen erwartete Gliederung muß deshalb irgendwie über die erlaubte Struktur (un(grammatical + ity)) abgeleitet werden. Aronoffs Vorschlag, die Phänomene über Beschränkungen zu erfassen, die mit den Merkmalen +/- latinisiert verbunden sind, erschien den Anhängern der Ordnungshypothese offensichtlich zu prosaisch. Sie bevorzugten die theoretisch anspruchsvollere Annahme und entwickelten höchst komplizierte Vorschläge, wie man das sogenannte Klammerungsparadox lösen kann, das freilich nur entsteht, wenn man an die Theorie glaubt.

Meine bisherigen Überlegungen gehen von zwei Fällen aus: Verschiedenheit der Paradigmen und verschiedene Ansätze innerhalb eines Paradigmas. Ich glaube gezeigt zu haben, daß in beiden Fällen gilt, daß die Behauptung *Meine Grammatik ist die beste*. im gegebenen Zeitpunkt nicht widerlegbar ist. Ich möchte nun noch einen dritten Fall erwähnen, nämlich grammatische Beschreibungen, die sich auf bestimmte Anwendungen orientieren, etwa auf Zwecke des Sprachunterrichts oder der automatischen Sprachverarbeitung. In diesen Fällen muß eine linguistische Grammatikbeschreibung in geeigneter Weise umgesetzt werden. Man gelangt auf diese Weise zu der Behauptung *Theorie A eignet sich besser für mein Umsetzungsziel Z als Theorie B*. Diese Behauptung dürfte für genau spezifizierte Ziele der automatischen

Sprachverarbeitung begründbar sein, das gilt jedoch nicht für Grammatikbeschreibungen, die sich für den Hochschulunterricht oder für den Sprachunterricht eignen sollen. Daß sich Valenzgrammatiken besser für die Studentenausbildung eignen als eine Grammatik des GB-Typs ist sicher eine Frage des Glaubens, beweisen läßt sich das nicht.

Um nun sowohl ein catch-as-catch-can als auch ein laissez-faire zu vermeiden, sollte der zivilisierte Ausweg die Anerkennung der beiden folgenden Maximen sein:

1. Versuche strittige Aussagen und Aussagensysteme soweit wie möglich kompatibel zu machen!
2. Gehe davon aus, daß dein Opponent in nicht entscheidbaren Fällen das gleiche Recht hat, seine Theorie für die beste zu halten, wie du!

Wenn wir uns diese Maximen zu eigen machen, befinden wir uns in Übereinklang mit einer uralten Weisheit, die kein geringerer als Aristoteles so formuliert hat:

Die Suche nach Wahrheit ist zugleich schwierig und einfach, denn es ist evident, daß sie keiner von uns vollkommen meistern kann. Jeder von uns fügt ein wenig zu unserem Wissen über die Natur hinzu und aus allen zusammengefaßten Fakten ergibt sich die Größe unseres Wissens.

Literatur

- Allen, Margaret (1978): Morphological investigations. University of Connecticut. Ph. D. dissertation.
- Aronoff, Mark (1976): Word formation in generative Grammar. Cambridge (Mass.), MIT-Press.
- /Sridhar, S. N. (1983): Morphological levels in English and Kanada. In: Gussmann, E. (ed.), Rules and the lexicon. Lublin, 10-22.
- Chomsky, Noam (1970): Remarks on nominalization. In: Jacobs, R. and Rosenbaum, P. (eds.), Readings in English transformational grammar. Waltham (Mass.), 184-221.
- Jackendoff, Ray (1975): Morphological and semantic regularities in the lexicon. Language 51, 639-671.
- Kiparsky, Paul (1983): Lexical morphology and phonology. In: Yang, I. S. (ed.), Linguistics in the morning calm, 3-91.
- Mohanan, K. P. (1982): Lexical phonology. MIT Ph. D. dissertation.
- Motsch, Wolfgang (1993): Semantische Grundlagen der Wortbildung. Erscheint in: Harras, G. und Wimmer R. (Hrsg.), Die Ordnung der Wörter. De Gruyter, Berlin.
- Pesetsky, David (1985): Morphology and logical form. Linguistic Inquiry 16, 193-246.
- Siegel, Dorothy (1974): Topics in English morphology. MIT Ph. D. dissertation, Cambridge (Mass.).